



Marie NDiaye
Selbstporträt
in Grün

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4366

Die Garonne droht über die Ufer zu treten, man wartet auf das Hochwasser. Unterschwellige Strömungen bestimmen auch das Bewusstsein der Ich-Erzählerin. Geheimnisvolle Frauengestalten drängen sich in ihr Leben: eine grüngekleidete Frau, die außer ihr niemand sehen kann, die ehemals beste Freundin, die plötzlich zu ihrer Stiefmutter geworden ist, die eigene Mutter und der Fluss Garonne, zweifellos »vom Wesen her weiblich«. Anhand dieser vieldeutigen Gestalten, die reale Menschen und Hirngespinnste zugleich sind, entfaltet Marie NDiaye ihr *Selbstporträt in Grün*.

Marie NDiaye, 1967 in Pithiviers bei Orléans geboren, veröffentlichte mit 17 ihren ersten Roman; weitere Romane und Theaterstücke folgten. Die Autorin lebt seit 2007 mit ihrer Familie in Berlin. Für ihren Roman *Drei starke Frauen* erhielt sie den Prix Goncourt 2009 und gemeinsam mit ihrer Übersetzerin Claudia Kalscheuer den Internationalen Literaturpreis 2010. Im suhrkamp taschenbuch erschienen von ihr zuletzt *Rosie Carpe* (st 4271) und *Drei starke Frauen* (st 4258).

Marie NDiaye
Selbstporträt in Grün

Aus dem Französischen von
Claudia Kalscheuer

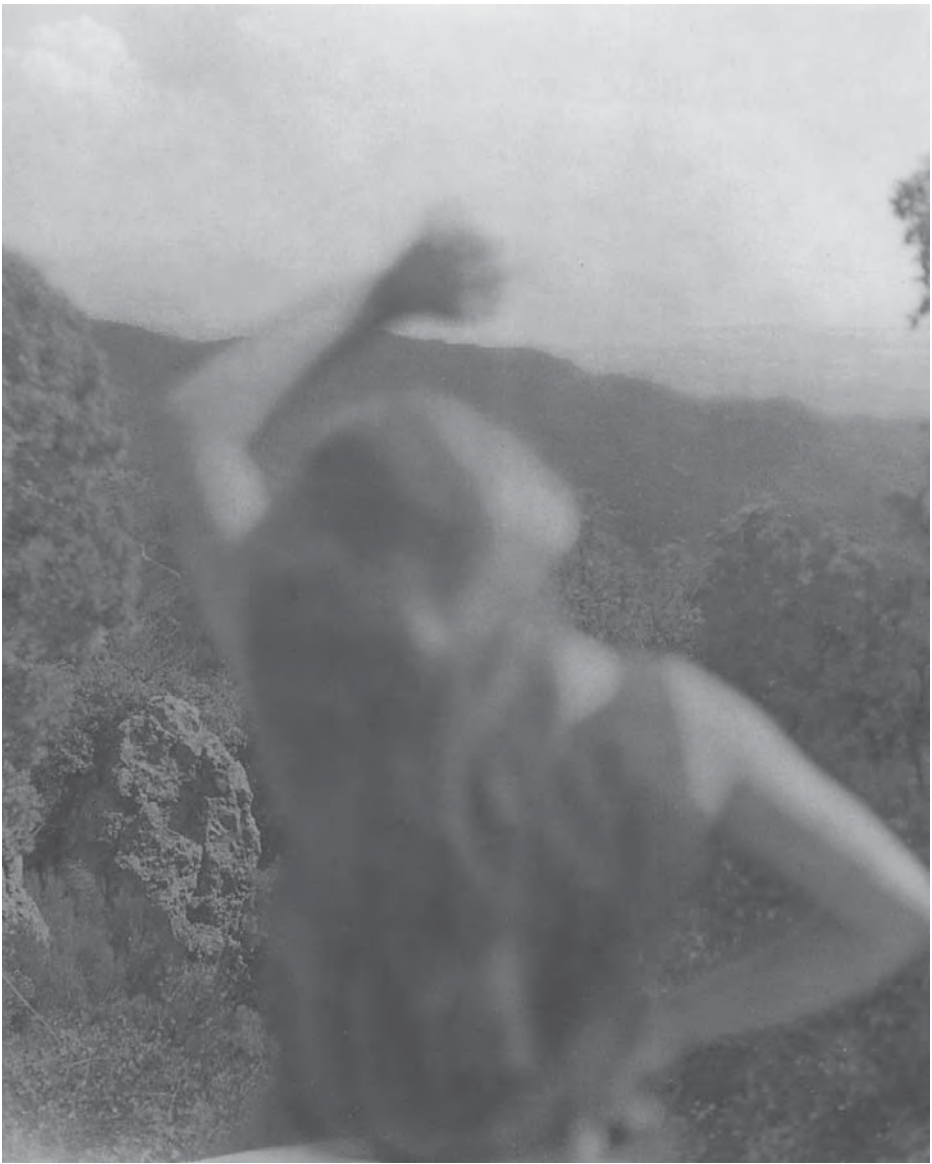
Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
Autoportrait en vert
bei Mercure de France, Paris.

Umschlagabbildung: © picture alliance/maxppp/
Theillet Laurent

Erste Auflage 2012
suhrkamp taschenbuch 4366
© by Arche Literatur Verlag AG, Zürich-Hamburg, 2011
Copyright © 2005 by Mercure de France
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der
Arche Literatur Verlag AG, Zürich-Hamburg
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46366-6

Selbstporträt in Grün



Dezember 2003 – Es ist Abend, und die Garonne schwillt in der Dunkelheit Stunde um Stunde an.

Wir wissen alle, dass die Deiche rund um das Dorf es dem Fluss erlauben, auf einen Pegel von neun Metern anzusteigen, ehe wir überschwemmt werden.

Das wissen wir. Es ist das Erste, was jeder gesagt bekommt, der beschließt, sich hier, in dieser von jeher den Hochwassern der Garonne unterworfenen Gegend, niederzulassen. Was wir an diesem Abend nicht wissen, ist, wie es diese Nacht, wie es morgen weitergehen wird – ob das Wasser wie beim letzten Mal, vor zehn Monaten, knapp unter dem Deichrand haltmachen oder ob es, wie vor zweiundzwanzig Jahren, überfließen wird, die Straßen unter Wasser setzen, das Erdgeschoss der Häuser, manchmal den ersten Stock, manchmal das ganze Haus.

Man muss warten und beobachten. Bei etwa acht Meter fünfzig wird die Empfehlung herausgehen, alle Fahrzeuge auf der Anhöhe am Eingang des Nachbardorfes zu parken. Dies ist noch nicht der Fall.

Man muss weiter warten und beobachten. Die lange, langsame Kolonne von Lastwagen, Autos, Traktoren, Wohnmobilen, Mähdreschern, die durch die Nacht zieht, unterwegs zum anderen Ufer des Kanals, wohin die Garonne nicht vordringen wird – wir sehen sie noch nicht.

Wir warten, wir beobachten. Es ist nicht irgendein alter Vater, dem unsere Wachsamkeit gilt, es ist nicht der Mississippi, es ist nicht der Rhein, nicht der Po: Für niemanden hier besteht ein Zweifel, dass die Garonne vom Wesen her weiblich ist. Heute Abend ist sie braun, schwer, beinahe prall.



2002 – Da ich sie jeden Tag vor ihrem Haus sah, war es mir lange unmöglich, zwischen dieser grünen Gegenwart und ihrer Umgebung zu unterscheiden.

Ich kam am Steuer meines Wagens an ihrem Haus vorbei, wenn ich die Kinder in die Schule fuhr, dann erneut, diesmal allein, wenn ich von der Schule zurückkam, und dann noch zweimal, abends, wenn ich die Kinder wieder abholte und sie nach Hause brachte, ich schaute unwillkürlich auf die Vortreppe und den verlassenen Garten des ehemaligen Bauernhauses, und mein Blick fiel jedes Mal auf einen undeutlichen Umriss, der in meinem Gedächtnis alsbald mit dem einzigen Baum des Grundstücks verschmolz, einer hohen und breiten Bananenstaude.

Ich kam also viermal am Tag an ihrem Haus vorbei. Und ich sah sie an und sah sie nicht, und dennoch zwang mich ein dunkles, unbefriedigtes Gefühl, den Kopf in diese Richtung zu wenden, wobei ich nichts anderes bemerkte, niemals, als eine schöne, außergewöhnliche Bananenstaude. Ich bremste vor dem Haus ab. Ich fuhr fast im Schritttempo, und nicht ein einziges Mal haben meine Augen es versäumt, sich auf die reglose, lauernde Gestalt der Frau in Grün zu richten, die da neben der sie weit überragenden

Bananenstaude stand, und das weiß ich ohne jeden möglichen Zweifel. Denn ich spürte, wie mein Herz viermal am Tag bedrängt wurde von etwas Unnennbarem, wenn auch nicht absolut Schlechtem, sobald ich an dem Bauernhaus mit der einsamen Bananenstaude in ihrem vergitterten Hof vorbeifuhr, während es auch danach, auf dem weiteren Schulweg, in allen möglichen Gärten verschiedene Bananenstauden gab, die mein Blick mit der größten Gleichgültigkeit streifte.

Nun habe ich einen Sinn für Namen, und da ich glaubte, meine Unruhe rühre vielleicht daher, dass ich nicht wusste, wie die Bewohner des Bauernhauses hießen, zog ich Erkundigungen ein. Man sagte mir: »Ach dort? Das sind nur die X...« Und es zeigte sich, dass es ein für die Gegend typischer Name war, den auch viele andere Familien trugen. Aus einem Namen wie diesem war nichts herauszuholen, nichts zu erschließen.

Eines Morgens halte ich vor dem Haus an. Ich schalte den Motor ab, ziehe die Handbremse, dann wende ich mich meinen vier Kindern zu, von denen drei hinten sitzen und der Älteste vorn, neben mir. Es ist ein funkelnder, warmer Frühlingmorgen. Die Arme und Beine der Kin-

der sind nackt. Ihre Haare glänzen. Alle Autofenster sind heruntergelassen, und der Duft von Geißblatt erfüllt das Wageninnere, als seien wir alle parfümiert. Die Haut meiner Kinder, ihr Hals, ihre Wangen riechen jedoch von Natur aus nach Geißblatt. Ich lächle sie alle mit jenem Augenzwinkern an, das ein neues Spiel ankündigt. Sie sind noch klein. Ich flüstere ihnen zu: »Seht euch diese Bananenstaude gut an. Ist da neben dieser Bananenstaude jemand oder etwas?«

Und meine Kinder schauen alle zu dem Bauernhaus hinüber, und ihre Aufmerksamkeit, ihre Fügsamkeit und ihre Konzentration, das Fehlen jedes Hintergedankens in ihrem Gehorsam, all das bringt mich den Tränen nahe. Da ist auch noch etwas anderes. Da ist natürlich auch die Nähe dieser Bananenstaude mit den derart breiten Blättern, dass eines von ihnen genügen würde, um das jüngste meiner Kinder darin einzuwickeln, da ist auch das unmittelbare Bestehen einer Aufklärung. Über ihren Köpfen schwebt ein goldener Staub. Ihre Stirn ist geschwungen und heiter, ihr Nacken noch blass. Sagte ich es schon? Die Arme und die Beine meiner Kinder sind nackt, denn die Luft ist lau, berauschend.

Sie waren leise enttäuscht.

»Da ist überhaupt nichts neben dieser Bananenstaude«, haben sie geflüstert.

»Sicher?«, habe ich gefragt.

Ein Schauer lief mir über den Rücken.

»Sicher«, haben meine Kinder mit glasklarer Gewissheit geantwortet.

Ich lasse den Motor wieder an, schalte in den ersten Gang und fahre ein bisschen zu schnell los, ohne einen Blick zurück in den Hof. Ich beginne, vor mich hin zu singen: *You're the one I need*, und als ich einen prüfenden Blick in den Rückspiegel werfe, stelle ich fest, dass meine Kinder, diese Wesen ohne Berechnung, ohne Schrecken, froh sind, nicht mehr an die große Bananenstaude zu denken. Sie denken nicht mehr an das trostlose Bauernhaus, sie denken nicht mehr an das, was sie neben der Bananenstaude nicht gesehen haben. Wir fahren langsam, allein auf der kleinen Straße, im duftenden, immer wärmer werdenden Atem eines riesigen Mundes. So sehe ich die Dinge, doch ich schweige.

»Sicher?«, habe ich meine Kinder gefragt, während es mir plötzlich eiskalt über den Rücken lief.

Und da meine Kinder sich nie einen Spaß daraus machen, mich zu täuschen, wie konnte

ich ihnen nicht glauben? Wie konnte ich ihnen da antworten, ich selbst hätte aber gerade gesehen, zum ersten Mal erkannt, dass dicht neben der Bananenstaude eine Frau in Grün stand? Wie konnte ich ihnen sagen, es erscheine mir unwahrscheinlich, dass sie diese Frau in Grün nicht ebenso deutlich sahen, wie ich sie jetzt sah, auch wenn sie sich, wie ich wusste, bis zu diesem Morgen zwar nicht meinem Blick, aber doch meinem Bewusstsein entzogen hatte?

Da sagte ich mir: Die Frau in Grün ist immer da gewesen. Jeden Morgen und jeden Nachmittag ist sie da, auf ihrem Posten unter der Bananenstaude, und sie sieht uns zu, wie wir langsam an ihrem Haus vorbeifahren, sie sieht mich, die sie ansieht, ohne sie zu sehen.

Was ich nicht weiß: Wartet sie auf mich? Verspürt sie einen gewissen Unwillen, eine gewisse Angst, nicht entdeckt zu werden, oder ist es das, was sie wünscht?

Ich begreife, dass meine Kinder sich noch in der ersten Phase des Phänomens befinden, in der ich selbst feststeckte, bis mir an diesem strahlenden Frühlingsmorgen zum ersten Mal erlaubt wurde, eine Frau in Grün in ihrem reizlosen Garten zu sehen, einem Garten, den sie

vorübergehend, bequemlichkeitshalber zu bewohnen scheint und für dessen Ödnis, dessen verwüstete Erscheinung sie wahrscheinlich nicht verantwortlich ist.

Die Frau in Grün ist da, jeden Tag. Ist sie noch da, wenn ich es selbst nicht mehr bin? Zu diesem Punkt kann ich natürlich meine Kinder nicht befragen. Oder vielleicht doch? Meine Kinder mit den nackten Beinen, mit den vollkommenen Armen, sind Wesen ohne Hinterlist. Sie werden mir sagen, was sie vermuten, was sie ahnen.

Ich halte mein Auto an dem Pfeifenstrauch vor der Schule an. Der Pfeifenstrauch ist mit kleinen weißen Blüten beladen, deren honigsüßer Duft mit einem Mal das Wageninnere sättigt. Es ist fast mehr, als wir ertragen können. Ich frage meine Kinder, ob er ihnen nicht zu Kopf steigt, wie es bei mir der Fall ist, aber sie antworten mit Nein, und ich vermute, dass sie den Ausdruck »zu Kopf steigen« nicht ganz verstehen. Andere Kinder nähern sich dem Auto. Einige stecken den Kopf durch die Fenster und lassen dabei noch mehr von dem Pfeifenstrauchduft eindringen, und ich befürchte, es könnte meinen Kindern davon übel werden. Die anderen Kinder haben ebenfalls entblößte Beine und Arme,



ihre Gliedmaßen sind rundlich, die Haut ist prall gefüllt mit hartem, kompaktem Fleisch. Alle diese Kinder sind Freunde der meinen. Erregung, Freude, alle Hoffnungen und unerforschten Wunder des kaum angebrochenen Tages weiten ihr Gesicht, das aus nichts als Lächeln und dunklem Aufblitzen von Zahnspangen besteht. Ich bringe diesen Kindern eine von Dankbarkeit erfüllte Zuneigung entgegen. Ich fühle mich erleichtert, randvoll mit guten Gedanken. Bevor meine Kinder aus dem Auto steigen, frage ich sie mit bewusst fröhlicher Stimme: »Wenn ihr jemanden jedes Mal seht, wenn ihr an seinem Haus vorbeikommt, heißt das, dass er die ganze Zeit da ist oder nur dann, wenn ihr an seinem Haus vorbeikommt? Was meint ihr?«

Zum Nachdenken halten meine vier Kinder in ihrer Bewegung inne. Dann zucken sie alle zusammen bedauernd die Schultern: Auf diese Frage, drücken sie damit aus, können sie nicht antworten.

Jetzt sind sie im Schulhof, und meine zwei Kleinsten bleiben unter den Blutpflaumenbäumen stehen, mit jener Unschlüssigkeit, jener etwas verlorenen, schwebenden, ratlosen Miene, die sehr junge Kinder oft zeigen, wenn man sie plötzlich ins Geschrei und ins Gedränge wirft.

Das macht mich wehmütig. Ich möchte in den Hof treten, sie an die Hand nehmen und zurück nach Hause bringen. Es kommt mir nicht richtig vor, sie so zu verlassen, aber ich weiß, das ist ein unechtes, trügerisches Gefühl, und sie selbst wissen genau, dass sie keineswegs verlassen, dass sie keinem bedauernswerten Los ausgeliefert sind. Ich erinnere mich an meine eigene Bestürzung, als ich in ihrem Alter war, ich meine mich daran zu erinnern, und das ist der Grund, warum es mir die Kehle zuschnürt, wenn ich so kleine Kinder mitten in einem großen, lärmenden Schulhof allein dastehen sehe. Aber trotzdem, was geht ihnen durch den Kopf? Sind sie sicher, dass der Tag ein Ende haben wird? Dass sie, so allein unter Dutzenden von tobenden Leibern, nicht für die Ewigkeit da sind? Sie wissen es genau, sie wissen es. Ist das wirklich sicher?

Dann steigt die beunruhigende Erinnerung an eine Frau in Grün in mir auf, aus der Vorschulzeit. Diese große, eckige und grobe Frau droht uns an, wir würden alle im Gefängnis enden, wenn wir zu langsam essen, wenn wir unsere Kleider beschmutzen, wenn wir nicht zu ihr aufblicken. Sie hat grüne Augen und trägt auf diese abgestimmte lange Karoröcke und Rollkragenpullover. Sie verbreitete in der Schule eine

Atmosphäre des Schreckens. Sie zerrt ein paar Kinder in einen dunklen Flur und schwört dabei, an dessen Ende befände sich das Gefängnis, es erklingen Entsetzensschreie, während sich die massige Frau entfernt, ihre kleinen Gefangenen unter die grünen Ärmel geklemmt. Die Kinder sieht man nie wieder. Wir haben sie unweigerlich wiedersehen müssen, doch es kommt mir vor, als seien sie nie wiedergekommen, als seien ihre zwei winzigen Stühlchen im Klassenzimmer leer geblieben und als wäre dies eine ganz natürliche Sache, schrecklich und konsequent. Sie sind nicht brav gewesen.

Meine beiden Kleinen unter den Blutpflaumenbäumen – sind sie brav?

Jetzt sind sie alle hineingegangen. Der Schulhof ist leer, der süß duftende Pfeifenstrauch hat mich betäubt. Kein Zweifel, dass ich eines dieser Kinder gewesen bin, die von der Frau in Grün einen endlosen Flur entlanggeführt wurden, doch die Angst, die Gewissheit der bevorstehenden Qualen haben mich am Schreien gehindert. Hat man mich wiedergesehen? Gleichwohl kann Grün nicht die einzige Farbe der Bosheit sein, ebenso wenig wie Grün zwangsläufig die Farbe der Bosheit sein muss, doch wer könnte leugnen, dass die Bosheit sich besonders gern mit allen

möglichen Grüntönen schmückt? Bevor ich mich wieder auf den Weg mache, reiße ich drei Blätter vom Pfeifenstrauch und schiebe sie in die Tasche meiner Shorts. Sie werden mir möglicherweise nützlich sein, sage ich mir, obwohl ich noch nicht weiß, was mich erwartet.

Alle jungen Frauen tragen Shorts, denn es ist ein schillernder Frühlingsmorgen, in dessen bernsteinfarbener Luft bereits die unmerkliche Drohung der starken, erstickenden Hitze liegt, die unausweichlich auf die jetzige Jahreszeit folgen wird, noch so mild, doch geschwängert von dieser Warnung – da ist zum Beispiel eine sehr weiße Mauer in der prallen Sonne, oder ein schattenloser Hof mit Kiesboden, den ich auf dem Weg zum Rathaus durchquere und dessen jetzt schon zwischen den vier Mauern brütende Schwüle mich auf eine vergessene Art umfängt. Alle jungen Frauen tragen Shorts und Sandalen. Die Sandalen klatschen mit einer Art entschlossener Fröhlichkeit gegen die Fußsohlen. Worin liegt dabei die Sinnlichkeit? In dem etwas losen Riemen, der dem Fuß ein wenig Spiel lässt und die Ferse gegen die Sohle schlagen lässt, oder im Anblick der entblößten Beine? Worin liegt die Sinnlichkeit, und ist es notwendig, dass die Beine schön sind, dass sie glänzend, glatt und lang